

Ich der Bundesweibel...

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **98 (1972)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ich der Bundesweibel...

Nun will ich auch einmal der Philosophen-Weisheit meinen Tribut entrichten, und zwar in der Gestalt meines verehrten, aber inzwischen leider längst dahingewekkten Sekundarlehrers. Bei selbigem rezitierte einst ein hochbegabter Mitschüler und Kollege (er ist inzwischen seinerseits ebenfalls zum Lehramt erblüht) das bestbekannte Gedicht: «Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab.» Was aber ergänzte jener Schulmann? «Knaben», sprach er – denn damals duldet man noch keine gemischten Geschlechter auf der Schulbank – «Knaben, das ist leichter gesagt als getan!»

An dieses geflügelte Wort mußte ich denken, als jüngst nicht weniger als drei Stadtpräsidenten samt Anhang meinem Kollegen Tschudi, diesem Umweltschützer aus Amtspflicht sowohl wie aus Ueberzeugung, ihren «Appell von Zürich zur Rettung der Städte» feierlich und in ledergebundener Form überreichten. Die vom Volke zu Regenten bestellten verantwort-

lichen Persönlichkeiten von Zürich (Widmer), Bern (Tschäppät) und München (Vogel) haben sich nach dem Vorbild der drei steinernen Eidgenossen im Treppenhaus unseres ehrwürdigen Bundeshauses zum Schulter schluß zusammengefunden, um an ihresgleichen, an Behörden und Volk den Warnruf zu erlassen: Die Stadtbilder und deren Einwohnerschaft vor Versteinerung, um nicht zu sagen: Vergammelung zu schützen. New York dient ihnen als abschreckendes Vorbild. Denn was ist aus diesem Herz von Handel und Bankwesen geworden? Laut «Appell»: eine Nekropole, das heißt nicht weniger als eine Totenstadt in Anbetracht der Kriminellen und aller andern Verbrecher, die daselbst ihr Wesen oder besser: ihr Unwesen treiben. Das aber soll unseren Städten nicht widerfahren! Der Vogelsche Stellvertreter aus München stellte die markante Frage: Bankhaus oder Biergarten? Mit andern Worten: Das Volkswirtschaftswachstum darf die Volkswirtschaften nicht verdrängen.

Aber nun kommt mein «Aber» samt dem bereits zitierten «Leichter gesagt als getan». Denn bei den beschwörenden Worten, man möge nicht noch mehr Versicherungspolice nebst Dienstleistungsbetrieben nach Zürich bringen, fiel mir ein, daß die Metropole an der Limmat vor nicht allzu langer Zeit nicht geruht hat, bis das Fernsehen in ihren Mauern Einzug hielt, und daß der hochverehrte Präsident derselben Stadt mit Teufels Gewalt die Winterolympiade in seinen Rayon erzwingen wollte. Was nicht ihm, aber den Münchnern geglückt ist, und erst noch auf den Sommer hin. Zwei Milliarden sind bereits sowohl in die Münchner Infrastruktur wie in die Untergrundbahn selbiger Großstadt geflossen, und erst noch in D-Mark-Währung, was sogar mehr

ist als bloß Franken oder «Fränkli», wie die Deutschen lustigerweise zu sagen pflegen.

Und was das Berner Stadtoberhaupt betreffend mag, so projizierte dasselbe vor den Toren der eigenen Mutzenstadt ein Super-Maxi-Zentrum von solcher Größe, daß die Berner in der Abstimmung die Hände verwarfen und nein

sagten unter dem Motto: «Rettet die Stadt vor den Großraumplänen unseres Stadtpräsidenten.»

Womit ich bewiesen zu haben glaube, daß es leichter ist, flammende Appelle erstens zu fabrizieren und zweitens zu überreichen als sie drittens, wenn's drauf ankommt, selbst zu befolgen.

Die MUBA!

Ein Hohelied auf Schweizer Schaffen,
gesungen von Robert Däster

... so ist der Moment gekommen, auf den wir uns so lange freuten. Wir fahren an die Basler Mustermesse, kurz Muba genannt. Fröhlich flattern die Kantonsfahnen auf den Rheinbrücken, und, Gott sei Dank, unsere ist auch dabei!

Im Messe-Restaurant genießen wir den ersten Kaffee. Dann begegnen wir zufällig dem Trudi und dem Heiri aus Hinterchrachen, die wir seit zehn Jahren nie mehr sahen. Der Heiri schiebt uns in die Waadtländer Stube, und die Zeit vergeht im Fluge, so viel haben wir einander zu erzählen!

Allmählich werden wir hungrig, und weil wir schon oft vom Freiburger Stübli hörten, wechseln wir dort hinüber. Doch tritt uns plötzlich Vaters Chef in den Weg, und wir vertilgen die Schweinswurst mit Kartoffelsalat, die er uns unbedingt offerieren will, im Baslerbieter Stübli.

Dafür trinken wir anschließend wenigstens den Kaffee bei den Freibürgern, die von den Essern, aber noch nicht vom Vacherin-Geruch verlassen sind.

Der Staub und all die scharfen kulinarischen Düfte machen Durst. Im Nostrano-Grotto löschen wir ihn fürs erste, obwohl die Mutter von der Eiercognac-Bar geschwärmt hat. Schäumendes Bier kommt nach den nächsten paar Schritten am Würstli-Stand in Sicht, Hunger spürt man auch schon wieder, also unterlegt man den Gerstensaft mit Würstchen. Die Kinder reklamieren, gut, ist ja auch wahr, die sollen jetzt gleich ihr Eiscreme bekommen und den Durst mit Schokoladegetränk löschen! Es geht inzwischen gegen Abend, die Mutter muß sich beeilen, wenn sie ihren Kindern noch, wie versprochen, die Tiere im Zoo zeigen will.

Dem Vater ist es recht, er steuert die Familie in eine stille Ecke, wo zufällig ein Buffet steht, bestellt einen Gespritzten und verabschiedet die Lieben: «Wir treffen uns um sieben am Bahnhof!»

Die Mutter kauft für zu Hause noch rasch ein paar Pakete Leckerli und stopft den Kindern, die sie sofort aufreißen wollen, hundert Gramm lose verkaufte Bis-

cuits in die Münder. Dann geht sie endlich in den Zoo.

Der Vater zieht indessen längst durch die Degustation, was eine ungeheure Zusammenfassung aller in der Muba vorhandenen Stübli, Bars, Grotti, Carnotzens, Ecken und Schenken ist. Dort schaufelt und gießt er selig in sich hinein, bis Gesang seine Kehle erfüllt und es Zeit wird, die Lieben zu treffen ...

Nächstes Jahr, im März, regt sich seine Sehnsucht neu und wieder wird er zu Weib und Kindern sprechen, wie schon in so vielen Mäzen: «Die Schweizer Muschtermesse ischt ein edles Schaufenster der Schweiz, eine Prunkschau schweizerischer Leischtungen, ein optimales Hohelied auf unsere Industrie – wir dürfen scholtz sein auf sie und es ischt unsere heilige Pflicht, sie auch dieses Jahr wieder zu besuchen!»

Welches ist eigentlich die natürliche Farbe des Scotch?

Das oberste Gebot für einen Scotch ist seine Reinheit. Und in seiner topaschellen Farbe liegt gerade die Reinheit des **J&B**, eine Farbe, die ihn von den andern Scotches deutlich unterscheidet. Diese wertvolle Tönung, die für seine Echtheit bürgt, verdankt der **J&B** seiner langjährigen Lagerung in Eichenfässern.

Der **J&B** ist darum hell, weil er sich an seinen ursprünglichen Farbton gehalten hat.

Und die grossen Liebhaber des guten Scotch rechnen ihm das hoch an: der **J&B** ist echt, er ist reich im Geschmack, er ist rein und er bekommt jedermann gut.

J&B DER HELLE
WHISKY DER
MANAGER

Generalvertretung für die Schweiz:
Schmid & Gassler, Genève

SCHULE

